



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Notizen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Notizen.

Ein neues philosophisches System. In den exakten Wissenschaften muß es doch klipp und klar werden, sagt der Verfasser eines neu erschienenen philosophischen Systems\*) und giebt damit einem wohlberechtigten Gefühle Ausdruck: man kann allerdings die bestimmte Erwartung aussprechen, daß der menschliche Verstand eine zusammenhängende Erklärung für alle Naturerscheinungen finden wird. Er wendet sich dann auch mit Energie gegen jeden Wunderglauben, worunter er aber nicht den an die biblischen Wunder versteht, sondern vielmehr den Glauben an mancherlei Hypothesen der Physiker über Fernwirkung, Massenanziehung, Molekularbewegung, welche noch nicht vollständig klar bewiesen sind, und auch hierin müssen wir ihm beistimmen, denn die Täuschungsfähigkeit der Menschen ist sehr groß, und man ist im allgemeinen nur zu sehr geneigt, jede kühne und gewagte Hypothese, die ein angesehenere und berühmtere Mann aufgestellt hat, für die reine Wahrheit zu halten, bevor man ihre Uebereinstimmung mit den Prinzipien der Erfahrung selbst geprüft hat. Aber etwas anderes ist es, wenn der Verfasser nun selbst die einzig richtige Hypothese aufzustellen versucht, welche nach seiner Meinung geeignet ist, den Verstand vollständig in der Erklärung aller Naturerscheinungen aus einem Prinzip zu befriedigen.

Bei einem so großartigen Unternehmen ist es durchaus notwendig, zuerst auf den Unterschied von dogmatischer und kritischer Philosophie zurückzukommen. Dogmatische Hypothesen aufzustellen, die ohne Widerspruch mit allen Thatfachen der Erfahrung gedacht werden können, ist nicht schwer, sondern vielmehr in unbeschränktem Maße möglich. Die einfachste Hypothese, die in diesem Sinne gemacht worden ist, ist die, daß man die letzte Ursache aller Bewegung und alles Geschehenen Gott genannt hat. Eine andre Hypothese war die, daß man diese letzte Ursache Bewegung nannte, und die Physiker, die diese Annahme machten, schlossen meistens, wenn sie nicht zufällig auch noch kühne philosophische Dilettanten waren, die geistigen Thätigkeiten von dem Gebiete aus, welches durch diese Bewegungen der Materie erklärt werden sollte. Darüber hinaus gingen diejenigen, die für Geist und Materie durchaus eine und dieselbe Quelle des Ursprunges haben und begreifen wollten, und zu ihnen gehört unser Verfasser, indem er uns den leicht beweglichen Elektrizitätsstoff empfiehlt, um alle Erscheinungen der sichtbaren äußern sowohl wie der innern geistigen Welt zu erklären. Er nennt ihn „die Kraft, die zum Ganzen eint die Teile, das Element, welches die innersten mit den äußersten Formen verknüpft, die Ursache der Triebe, Begierden, Emanationen, Effulgurationen, das Bindeglied zwischen Idee und Erscheinung und zwischen den Sinnesindrücken und der Empfindung und dem Bewußtsein.“ Neu und originell ist bei ihm die Art und Weise, wie er den Elektrizitätsstoff alle Bewegungen hervorrufen läßt, wie die Be-

\*) Der Atombau in den Gemischen Verbindungen und sein Einfluß auf die Erscheinungen. Von L. Mann. Berlin, Friedr. Luchardt, 1884.

wegungen wieder modifizirt werden sollen durch die Form und Größe der Atome, die die Materie zusammensetzen, wie für alle Veränderungen chemischer Art, sowie für alles Entstehen und Vergehen organischer Formen gewisse Veränderungen in der Bewegungsrichtung des Elektrizitätsstoffes zur Erklärung dienen. Im ganzen aber ist der Grundgedanke doch nicht neu. Denn man wird sehr leicht an die Substanz Spinozas erinnert, die ebenso wie Manns Elektrizitätsstoff die letzte Ursache für alles Geistige und Materielle darstellen sollte. Es ist nur der eine Fehler bei allen diesen Systemen, die widerspruchlos alle Erscheinungen unter sich einordnen können und dadurch auch für manche Gemüther eine gewisse innere Beruhigung darbieten, daß sie dogmatisch, d. h. nicht bewiesen und sogar unbeweisbar sind. Denn die völlige Sicherheit entspringt nur aus der Uebereinstimmung der Erkenntnis mit allen Prinzipien des Verstandes, keineswegs, wie unser Verfasser noch im Sinne der vorkritischen Philosophie glaubt, dadurch, daß wir unsre Vorstellungswelt mit der äußern Erscheinungswelt in Uebereinstimmung bringen. Man muß erst einsehen, daß die äußere Erscheinungswelt unsre Vorstellungswelt ist; dann kann man kritisch untersuchen, ob diese Vorstellungswelt von uns richtig begriffen und beurteilt wird, indem man sie mit dem Maßstabe unsrer Verstandesfunktionen oder Erkenntniskräfte mißt und bis auf ihren Ursprung analysirt. Dann dürfte sich freilich sehr bald ergeben, daß man Dinge, die man unmöglich jemals anschauen kann, nicht zur Erklärung von Naturerscheinungen verwenden darf, weil sie nie bewiesen werden können. Daher taugen auch keine ausgedehnten und tetraederförmig gestalteten Atome zur Erklärung der Welt, weil ihr Begriff gegen die Prinzipien des Verstandes verstößt. Dogmatisch philosophische Systeme sind unfruchtbar und haben keine Zukunft mehr.

Das Rezensionsexemplar. Die seit Neujahr erscheinende, von Herrn Hofrat Professor Joseph Kürschner redigirte „Deutsche Schriftstellerzeitung“ — es ist erstaunlich, was dieser Mann alles leistet! — bringt in ihrer ersten Nummer folgenden Schmerzensschrei des Redakteurs der „Gegenwart“, Th. Zolling, über das „Rezensionsexemplar.“

Das Rezensionsexemplar ist ohne Zweifel eine partie hontouse des deutschen Journalismus. Es hat das Verhältnis zwischen Verleger und Autor einerseits und dem Redakteur andererseits zu einem recht unerquicklichen gemacht. Der Autor ist unzufrieden, weil er nicht angezeigt, nicht besprochen, weil er „totgeschwiegen“ wird. Der Verleger ist unzufrieden, weil er mit dem gespendeten Rezensionsexemplar die Verpflichtung einer Besprechung auferlegt zu haben glaubt und in dieser Annahme sich oft betrogen sieht. Der Redakteur endlich ist unzufrieden, weil die Zumutungen, die Autor und Verleger an sein kritisches Rezeptionsvermögen und sein „Organ“ stellen, ins Ungeheuerliche wachsen und weil die Rezensionsexemplare meist in einer Form auftreten, die seine Schriftstellerwürde verletzen muß.

Betrachten wir uns einmal das in die Redaktionsstube fliegende Rezensionsexemplar! Es ist selten ein freudig begrüßter Ankömmling. Davon abgesehen, daß es literarisch in zehn Fällen neunmal in die Kategorie der wertlosen Schmäcker gehört, der lyrischen Jugendsünden und epischen Altersschwächen, der fastlosen Lesedramen und handwerksmäßigen Leihbibliothekenromane, so ist schon sein Gewand meist wenig verlockend. Hat der fürsorgliche Verleger nicht ein ramponirtes Exemplar ausgewählt, so hat er es doch gewiß recht knapp beschneiden lassen, um dem Rezensenten die Mühe des Ausschneidens zu ersparen. Sicherlich aber ist

das Titelblatt mit unauslöschlichen Farbenstempeln: „Zur Besprechung!“ oder: „Freiexemplar!“ oder: Aus der Hand des Verlegers!“ oder: „Gratis!“ oder mit der Firma des Verlags beschmiert. Ein Berliner Verleger, nennen wir ihn Herr Schauerbach, pflegt sogar das Titelblatt seiner Rezensionsexemplare mit seinem kostbaren Autograph zu verzieren: „Herrn Dr. X. in vorzüglicher Verehrung ergebeust Schauerbach.“ Daß die Herren Redakteure auch Geschmack haben, daß sie sich nur für ein Buch mit anständigem Außern interessieren können, daß sie nicht die erstbeste [soll heißen: erste beste] Scharteke in ihre Privatbibliothek aufnehmen, davon scheinen die Herren keine Ahnung zu haben. Wieviel zartfühlender werden da die Pariser und Londoner Journalisten behandelt! Für sie verschickt der Verleger nur tadellose Exemplare, meist schön gebunden, oft erste Abdrücke, womöglich Extraabzüge auf Büttenpapier, um auch ja für das Buch einzunehmen.

Aber das Rezensionsexemplar hat bei uns stets noch einen bösen Begleiter: das Zirkular. Hier giebt der Verleger seinen Ansichten über Zweck und Wesen der Kritik einen rührenden schriftstellerischen Ausdruck. Da wird nicht gebeten, sondern gefordert. Der Verleger verlangt oder bestellt sich die Besprechung — „möglichst eingehend,“ „in einer der nächsten Nummern,“ „in einem eignen Artikel“ oder „an erster Stelle,“ wie die bescheidenen Wendungen alle lauten. Eine kurze Notiz über das natürlich „hochinteressante“ Werk enttäuscht, dessen bloße bibliographische Aufnahme ins Novitätenverzeichnis empört ihn. Die meisten legen dem gedruckten Begleitschreiben eine schülerhaft stilifirte Lobhudelei des Buches bei, „zur gefälligen Benutzung,“ wie es unverfroren [!] heißt. Andre schicken gleich ein Inserat mit, welches „in derselben Nummer stehen soll, die die Besprechung enthält.“ Mit andern Worten: keine Besprechung, kein Inserat. Und die ersten Firmen machen sich dieser Taktlosigkeit schuldig.

Es giebt aber auch Rezensionsexemplare, die der Redakteur garnicht zu sehen bekommt und deren öffentliche Anpreisung in seinem Blatt ihm dennoch zugemutet wird. Teure, umfangreiche Publikationen lernt er nicht selten nur aus den ihm eingesandten Prospekten kennen, deren Illustrations- und Textproben nebst dazu gehöriger Reklame aus der Feder des Verlegers oder Autors ihm einen Begriff von dem Werke selbst geben sollen; das Werk selbst wird ihm nur gegen baar, mit Rabatt oder auf Abzahlung in Inseraten geliefert. Von Subskriptionswerken folgen in der Regel nur die ersten Hefte; ist der Redakteur so gutmütig, sie anzuzeigen, so ist eins gegen zehn zu wetten, daß der Verleger ins Täuschchen lacht und die Fortsetzung nicht mehr schickt. Kein Wunder, daß gewitzigte Redaktionen angefangen haben, einzelne Lieferungen gleich in den Papierkorb zu werfen und nur noch komplett eingesandte Werke zu berücksichtigen. Andre Firmen wieder sind so unverfroren [!], das Rezensionsexemplar garnicht an die Redaktion, sondern an irgendeinen obskuren Goldschreiber zu schicken, und sie muten anständigen Blättern zu, die Prosa dieses Herrn abzudrucken und noch obendrein zu honoriren! Es sind manchmal ganz große und renommirte Häuser, die sich einen solchen Privatkritiker halten und die Besprechung durch einen andern, z. B. ein Mitglied der betreffenden Redaktion, mit vorsichtigem Dank ablehnen. Kürzlich anerbote sich [anerbote sich!] sogar der Buchhalter eines berühmten Jugendschriftenverlags, die Novitäten seines Brotherrn besprechen zu wollen, natürlich gegen Honorar, und als sein Anerbieten abgelehnt wurde, entzog die Firma dem Blatte zur Strafe die ihm bereits schon [bereits schon!] zugewandten Inserate und Beilagen.

Ist das Rezensionsexemplar so oder so in den Besitz des Redakteurs gelangt, so ziehen die Verleger eine andre Saite auf. Geschriebene und gedruckte Mahn-

Briefe und Postkarten, worin peremptorisch Besprechung oder Rücksendung gefordert wird, hageln in die Redaktion. Man mutet also dem Journalisten zu, daß er alle die unverlangten Bücher nicht nur lesen und besprechen, sondern eventuell auch verpacken, zur Post schicken und wohl gar frankirt zurückschicken soll! Dabei vergift der Verleger, daß der „gewissenlose“ Rezensent meist gerade allzu gewissenhaft ist: daß er die Literatur und aufstrebende Talente herzlich gern unterstützen möchte, aber daß seine Kraft in diesem Massenaufgebot erlahmt; daß er oft mehrere Bände mühsam durchgearbeitet hat, um am Ende einzusehen, daß sich nichts Günstiges darüber schreiben läßt; daß er in solchen Fällen Schillers „weisem Verschweigen“ den Vorzug giebt, und daß gar keine Besprechung besser ist als eine ungünstige. Oft macht auch der Raumangel des Blattes eine eingehende oder überhaupt eine Kritik unmöglich. Und mittlerweile wächst der Berg der Rezensionsexemplare immer höher, wie die Ätten über den Kopf des Staatshämorrhoidarius. Da kann auch nur ein Staatsstreich retten. Der Redakteur verschenkt [verschenkt?] also schließlich den ganzen Segen irgendeiner Volksbibliothek oder einer Wohlthätigkeitslotterie, oder er läßt den nächsten Antiquar oder Makulaturhändler kommen und entledigt sich so der Geister, die er nicht rief. Wer will ihm das verdenken?

Wie ist diesem unwürdigen Zustande abzuhelpfen?

Ganz einfach dadurch, daß keine Redaktion mehr Rezensionsexemplare vom Verleger annimmt. Die bibliographischen Organe, die überhaupt alles anzeigen, mögen auch ferner ihre Massenrezension üben und pflichtschuldigst über jedes Exemplar kritisch quittiren. Literatur- und andre Blätter, die den Büchermarkt nur mit Auswahl besprechen, sollten unverlangte Rezensionsexemplare garnicht mehr annehmen. Interessirt sich der Redakteur für ein Buch, so mag er es kommen lassen: bezahlt er den Preis, so steht es ihm frei, es anzuzeigen oder nicht; bezieht er es als „verlangtes Rezensionsexemplar,“ so verpflichtet er sich zur Besprechung. Dem Autor soll es aber unbenommen sein, in seinem Namen dem Redakteur sein Werk zuzusenden; dies involvirt für letzteren keine Verpflichtung. Nur den geschäftsmäßigen Einsendungen des Verlegers, der für jedes Rezensionsexemplar einen literarischen Handlangerdienst beansprucht, soll auf diese Weise abgeholfen werden. Wünschen die Verleger ihre Erzeugnisse zur Kenntnis des Publikums und der Kritik zu bringen, so mögen sie den einzig sicheren, wenn auch nicht billigeren Weg des Inserats betreten, der bereits schon [bereits schon!] aufgehört [aufhörte?] der Herr Verfasser meint wohl: angefangen hat], „nicht mehr ganz ungewöhnlich“ zu sein. Auf solche Weise finden alle ihre Rechnung, giebt es keinen Verdruß und bleibt die Würde des Schriftstellers gewahrt. —

Dieser Schmerzensschrei enthält ohne Zweifel viel Wahres. Es ist für eine anständige Zeitschrift in hohem Grade beleidigend, ihr abgestempelte, nicht bloß auf dem Umschlage, sondern selbst auf dem Titelblatt abgestempelte, knapp und schief beschchnittene, ja selbst inkomplette Exemplare zur Rezension einzusenden. Nicht minder beleidigend ist es, anständigen Zeitschriften jene Waschzettel zuzuschicken, auf denen die gewünschte Besprechung des Buches bereits fix und fertig gedruckt steht. Was die Verleger mit den gekennzeichneten Exemplaren bezwecken, ist freilich öffentliches Geheimnis: sie wollen sich davor schützen, daß die Rezensionsexemplare, wie es früher sehr oft vorgekommen ist, von dem Redakteur ungelesen zum nächsten Sortimentier getragen und von diesem dann zur Ostermesse als unverkaufte Konditionsexemplare an den Verleger zurückpedirt werden. Und auch die Waschzettelswirtschaft findet in dem ganz gemeinen Gebahren mancher Zeitungen eine gewisse

Entschuldigung: auch das ist ja öffentliches Geheimnis, daß manche Zeitungen den Verlagsbuchhandel in der aufdringlichsten Weise um Inserate betteln und sich dabei erlauben, gleichzeitig mit dem Inserat jede ihnen zugesandte Rezension des Buches im redaktionellen Teile abzdrukken. Aber sollte es nicht das Richtigere sein, Zeitungen, denen man eine unanständige Handlungsweise zutraut, lieber gar keine als verhunzte Rezensionsexemplare zu schicken? Eine Zeitschrift in einem Atem um eine Gefälligkeit zu ersuchen und zugleich zu beleidigen, das ist doch zu naiv. Und sollte nicht auch in der Aussendung jener Waschzettel etwas größere Vorsicht am Plage sein?

Unser ganzes Rezensionswesen ist nachgerade zu einer wahren Zeitungsplage geworden. Bei der horrenden Ueberproduktion im Buchhandel möchte eine Redaktion manchmal schier ersticken in den Bücher- und Broschürenhaufen, die sich rings um sie aufstürmen. Auch bei dem ausgedehntesten Mitarbeiterkreise ist es unmöglich, diesen Segen unterzubringen. Je größer die Zahl der Bücher wird, desto kürzer möchten die Besprechungen werden, um möglichst vieles berücksichtigen zu können. Aber kein Mitarbeiter will kurze Besprechungen schreiben, und man kann es ihnen auch nicht verdenken, denn wer tagelang über einem Buche gefessen, es gründlich gelesen und sich allerhand Notizen über das Gelesene gemacht hat, soll der das Ergebnis tagelanger Arbeit dann auf eine Quartseite zusammendrängen, für die er ein paar Mark Honorar erhält? Jede Redaktion weiß, daß jeder Mitarbeiter am Rezensionenschreiben nur kurze Zeit Geschmack findet. In der Regel sind es jüngere Kräfte, denen es eine Weile Vergnügen macht, sich als Kritiker zu fühlen. Haben sie erst gewisse Jahre erreicht, so befällt sie ein unüberwindlicher Degout an diesem ganz undankbaren Geschäft.

Viel würde schon gewonnen werden, wenn die Verleger ihre Rezensionsexemplare nicht vielfach gar so sinn- und planlos austreuten, wenn sie nur ein wenig sich überlegen und sich darum kümmern wollten, ob sie bei einer Zeitschrift und deren Leserkreis auch wirklich auf Interesse für ihr Buch rechnen können. Welchen Sinn hat es, einer „Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst“ fachwissenschaftliche medizinische Werke zuzuschicken? Täglich kann man Bücher in Tagesblättern besprochen sehen, bei denen man es kaum für möglich halten sollte, daß der Verleger habe so einfältig sein können, von solchen Büchern überhaupt Rezensionsexemplare an die Tagespresse zu verschwenden. Vor allem aber sollte in ausgedehntem Maße offen und ehrlich der Schritt vom Waschzettel zum Inserat vollzogen werden. Das Publikum beißt doch schon längst auf diese Waschzettel nicht mehr an, es weiß ja, daß das keine Rezensionen sind, wenn sie auch fort und fort unter der Rubrik „Literatur“ oder ähnlichen Ueberschriften figuriren. Wenn der Zeitungsläser jeden Monatsanfang in Dutzenden von Zeitungen wörtlich dieselben lobpreisenden Anzeigen von dem neuesten Hefte dieser oder jener Monatschrift und seinem „reichen und mannichfaltigen Inhalt und Bilderschmuck“ findet, so muß doch der größte Dummkopf endlich dahinterkommen, daß das keine Rezensionen, sondern verkappte Inserate sind, die nur um das Publikum irrezuführen an diesen Platz gestellt werden. Diesem Schwindel muß vor allen Dingen ein Ende gemacht werden.

Arme Logik! Was mußt du dir nicht alles gefallen lassen! Man dozirt dich auf allen Universtitäten, aber was du lehrst und wie du wirklich behilflich sein kannst, Fehler zu vermeiden, in welche der Eifer des Marktes und der Spezialwissenschaftlichen leicht hineintreiben mag, darnach fragt man im Leben so gut wie nicht, denn man hat dich oder man hat von dir wohl gehört, aber deine Lehren

zu beachten fehlt Geduld und Gabe. Plagen jedoch die Geister aufeinander, dann holt man dich schnell als Prügeljungen hervor. So behauptete der Abgeordnete Kayser in der Reichstagsſitzung vom 31. Januar, der Abgeordnete von Köller habe „mit seiner unverfrorenen Logik“ den Schluß gezogen, daß er (Kayser) zur Anarchistenpartei gehöre, worauf von Köller entgegnete: Besser eine unverfrorene Logik als eine „eingefrorene.“ Soviel Heiterkeit auch solche Witzgeſechte bei der großen Maſſe erwecken mögen, auf den denkenden Menſchen machen ſie einen recht niederſchlagenden Eindruck. Zieht denn irgendjemand Schlußſe mit ſeiner Logik? Nein, jeder zieht ſie doch mit ſeinem Verſtande oder, wie andre wollen, mit ſeiner Vernunft. Die Logik will wohl lehren, wie überhaupt Schlußſe gezogen werden und wieviel gültige Schlußarten es giebt, aber ſie kümmert ſich nicht um den Inhalt, nicht um den wirklichen Wert der Prämiſſen, aus denen die Konkluſion folgt. Hat einer falſche Prämiſſen aufgeſtellt, ſo widerlege man dieſelben durch Aufzeigen der Thatſachen; hat er aus richtigen Prämiſſen die Konkluſion falſch abgeleitet, ſo zeige man logiſch, welche fallacia vorliegt. Aber auf die Logik eines Schließenden (als ob jeder ſeine beſondere hätte!) blindlings mit Worten lozzuſchlagen, das iſt doch Vöotergeſchwätz, ganz unwürdig des „Volkes der Denker.“ Man konnte wohl ſagen — vorausgeſetzt, daß man das thörichte Wort „unverfroren“ überhaupt acceptirt —, daß bei einem Denker die Gedanken unverfroren ſein, wenn er ſed mit ſeinen Behauptungen vörgeht, und daß bei einem andern die Gedanken eingefroren ſein, wenn er ſich ſträubt, Folgerungen anzuerkennen, die man zu ziehen berechtigt iſt. Aber eine „unverfrorene Logik“ oder eine „eingefrorene“ — vor ſolchen verwaſtloſten Redensarten ſollte man doch zurüchſchrecken.



## Literatur.

Noumena von Dr. Franz Staudinger. Darmſtadt, L. Brill, 1884.  
Kants Dinge an ſich und ſein Erfahrungsbegriff von M. W. Drobifch. Hamburg und Leipzig, L. Voß, 1885.

Zwei Schriften, welche in den Streit um den kantifchen Begriff der Dinge an ſich und zwar gegen die bezüglichlichen Behauptungen Kuno Fiſcher's eintreten. Beide wollen nachweiſen, daß Dinge an ſich als den Erſcheinungen zu grunde liegend folgeredht an den Grenzen der kantifchen Kritik ſich vorfinden müſſen, und daß Kant keineswegs durch Aufſtellung ſeines Beweiſes für die objektive Realität der äußeren Anſchauung von ſich ſelbſt abgefallen ſei. Die Darlegungen Staudinger's leiden bei beſter Abſicht an einiger Schwerfälligkeit und ſind nicht ganz durchſichtig, die von Drobifch ſind angenehm zu leſen und leicht verſtändlich. Was des letzteren weitere Ausführungen über Kants Erfahrungsbegriff betrifft, ſo dürfte er, wenn er auch mit Recht einzelnes an kantifchen Ausſprüchen tadelt, doch im ganzen nicht Recht haben; er verkennt offenbar den Unterſchied zwiſchen dem phyſiſchen Begriff an wirklich gemachter Erfahrung, auf dem die Naturwiſſenſchaften fußen und dem auch Kant auf dem Boden derſelben vollſtändig zuſtimmt, und zwiſchen dem metaphyſiſchen Begriff von überhaupt möglicher Erfahrung, den auf- und